

Hans-Helmuth Knütter

Mein 1945

3. Zwischen Neubeginn und Restauration Meine Erlebnisse vom Oktober bis Dezember 1945

Dies ist der dritte Teil meiner Vergegenwärtigung des Epochen- und Schicksalsjahres 1945, wie ich es erlebte. Mein subjektiver Bericht über ein objektives Geschehen. Bedarf es einer Erklärung dieser Dreiteilung? Es sind die Wirkungen der entscheidenden Wandlungen, die dieses prägende Jahr brachte: Im ersten Jahresdrittel der Zusammenbruch des national-sozialistischen Systems, näher rückender Krieg, Katastrophen. Eine alte Welt brach zusammen. Dann die Monate der Okkupation. Keine Befreiung, keine Erleichterung, im Gegenteil: Eine Übergangszeit, in der neue, bessere Verhältnisse erhofft, aber schlimmere, von unkontrollierbarer Willkür gesteuerte Wandlungen befürchtet und erlebt wurden. Schließlich, ab Herbst die allmähliche Beruhigung. Das Gefühl „Wir sind davongekommen, wieder mal“. Aber die Zukunft blieb düster. Finis Germaniae? Immerhin, vorerst schien man gerettet. Für mich, damals elf Jahre alt, war die hier geschilderte Lage nicht klar und deutlich, aber die bedrückende Atmosphäre spürbar. Die Sorgen der Erwachsenen blieben uns Kindern nicht verborgen. Allerdings, im Vergleich zu vielen körperlich und seelisch Verheerten, Vertriebenen, überlebenden Angehörigen toter oder verschollener Familienmitglieder ging es uns noch ganz erträglich. Gerade das macht das Besondere dieses Berichtes aus. Normalität im Unnormalen, Ruhe im Sturm: Das findet man in den meisten dramatischen Berichten nicht.

Das Lebens- und Zeitgefühl im Herbst 1945 bedrückte und irritierte die Zeitgenossen, weil bisher gültige Werte und Strukturen nicht mehr galten. Die Mentalität der Bevölkerung war restaurativ: „Jetzt ist der Krieg vorbei. Deshalb soll es wieder so werden, wie vor dem Krieg. Ruhe, Ordnung, materielle Sicherheit. Vor allem Sicherung des Lebens durch Nahrung, Wohnraum und Heizmaterial für den drohenden Winter. Wiederaufbau!“ „Wieder“ – das zeigt die restaurative Sehnsucht nach Orientierung am Vergangenen. Keine Rede von Wünschen nach einer angeblich besseren Ordnung, die unter Herrschaft der Sowjetunion eine sozialistische sein würde. Man erzählte einen Witz: Ein russischer Besatzungsoffizier unterhält sich mit einem Deutschen über Tischgespräche. „Worüber spricht Ihr?“ fragt der Russe. „Über's Essen!“ „Na, das ist aber primitiv. Wir sprechen über Kultur!“ „Ja, jeder spricht über das, was ihm fehlt“. In der Tat war die Lebensmittelversorgung katastrophal. Warum? Eine Teilwahrheit verwies auf die Abtransporte in die Sowjetunion und die Versorgung der Besatzungsarmee. Die als „Bodenreform“ getarnte Enteignung der sogenannten „Junker“, der Großgrundbesitzer und die Schaffung von Kleinbauernstellen, „Siedler“ genannt, hatten sicher auch eine negative Wirkung. Es gab - wie im Krieg - Lebensmittelkarten, mit denen Schwerarbeiter besser versorgt wurden, „Normalverbraucher“ aber ziemlichen Mangel litten. Einige Zeit später entstand der Film „Berliner Ballade“ (1948), in dem Gerd Froebe den „Otto Normalverbraucher“ darstellt. Was dort geschauspielert wurde, konnte vielleicht nach der Währungsreform 1948 komisch wirken. Aber 1945 war das Elend bedrohlich und ausweglos. Ich glaube nicht, daß jemand diesen 1948 entstandenen Film im Unheilsjahr 1945 als witzig empfunden hätte. Gut dran war, wer einen Garten besaß, wo man Kartoffeln und Gemüse anbauen und Hühner halten konnte. Selbstversorgung, Tausch auf dem Schwarzmarkt – das war das Kennzeichen der Zeit. In Stralsund in der Heilgeiststraße gab es einen „Tausch“-Laden. Das bedeutete „Tauschzentrale“. Dort konnte man z. B. eine Taschenuhr hinbringen, um sie gegen ein Essbesteck oder mehrere einzutauschen oder einen Anzug („Friedensware“) gegen einen Mantel. Die Tauschgeschäfte bezogen sich nicht auf

Lebens- und Genußmittel. Die gab es nur auf dem illegalen Schwarzmarkt. Zwar wurde auch dort getauscht, aber manchmal akzeptierten die Schwarzhändler, auch „Schieber“ genannt, die nach wie vor gültige Reichsmark, allerdings zu grotesk überhöhten Preisen. So kauften meine Eltern bei einer Schieberin, die in der „Unnützen Straße“ (sie hieß und heißt heute noch wirklich so) wirkte, Butter. Meine Schwester Helga hatte einen Lungenschaden, der sich zu einer Tuberkulose verschlimmerte und später – 1948 – eine stationäre Behandlung in der Heilstätte Beetz-Sommerfeld bei Berlin nötig machte. Diese Krankheit stellte an die ohnehin schwierige Nahrungsmittelbeschaffung besondere Anforderungen. Deshalb wurde bei der Schwarzhändlerin monatlich ein Pfund Butter gekauft. Die Frau brachte es uns heimlich in die Wohnung und kassierte mit den Worten „Zweifuffzig“. Das hieß 250 Reichsmark. Wieder einmal hatten wir Glück: Die Rats-Apotheke warf genug ab, um derartige Preise bezahlen zu können, wenigstens gelegentlich. Nicht jeder hätte diese Beträge aufbringen können. Alle hatten damals unter Mängeln zu leiden. Einige wurden mir der Lage besser fertig, weil sie Mittel besaßen, die ihnen auch in der Schattenwirtschaft ein Überleben ermöglichten.

Wer diese Chance nicht hatte, dem erging es allerdings schlecht. Es soll zahlreiche Todesfälle infolge „Unterernährung“ gegeben haben. Klar ausgedrückt: Hungertod. Auch tödliche Erfrierungen im Winter 1945/46, auch in den folgenden Wintern, besonders 1946/47 hat es gegeben. Nicht wenige wählten aus Not den nicht wirklich freien Freitod. In Erinnerung ist mir das Elend der alten Bewohnerinnen des Stiftes „St. Annen und Brigitten“ in der Schillstraße. Dort wohnten alleinstehende alte Damen, die wegen ihres Alters und auch wegen fehlender Tauschmöglichkeiten besonders übel dran waren. Sie müssen entsetzlich gehungert und gefroren haben. Zu rühmen ist der Einsatz des Superintendenten Karl Schumacher, der sich um die Alten kümmerte. Er sammelte Heizmaterial, Lebensmittel und alle möglichen Gebrauchsgegenstände. Auch mein Vater spendete Saccharin (Süßstoff), etwas Zucker und Medikamente. Das Elend der alten Damen konnte zwar etwas gemildert, aber nicht überwunden werden. Jeder war sich in der allgemeinen Not- und Mangellage selbst der Nächste. Unter den Bewohnerinnen von St. Annen und Brigitten befanden sich auch die Schwestern Ellinor und Dora Schönberg, denen das Wulflam-Haus, unsere Wohnstätte und Sitz der Rats-Apotheke, gehörte. Sie hatten sicher ein gutes Einkommen durch die zahlreichen Mietparteien – es dürften mindestens acht gewesen sein. Aber mit der ziemlich wertlosen Reichsmark konnten sie wenig anfangen. Zu den Bewohnerinnen des Stifts gehörte auch eine Enkelin des bedeutenden Stralsunder Gymnasialdirektors Dr. Johannes Ernst Nizze (1788 – 1872). Er hat nicht nur das höhere Stralsunder Bildungswesen geprägt, sondern genoß achtungsvolles Erinnern als Lützower Jäger von 1813 und als Abgeordneter des Frankfurter Paulskirchen-Parlaments 1849. Dieses Mandat übernahm er an Stelle seines Freundes Ernst Moritz Arndt, der in Solingen kandidierte. Seine Enkelin gehörte nun zu den betagten Bewohnerinnen des Stiftes, die in ihrer Hilflosigkeit von Superintendent Schumacher unterstützt wurden. Mein Vater erhielt als Dankgeschenk für seine Hilfe zwei Bücher aus dem Nachlaß Nizzes, nämlich eine Geschichte des 1560 gegründeten Stralsunder Gymnasiums und einen Bericht über dessen Dreihundertjahrfeier anno 1860. Beide Bücher haben unsere Flucht und die Enteignung überstanden.

Mein Vater war von 1940 bis 1945 in Holland stationiert gewesen. Zuletzt war er als Major stellvertretender Kommandant des Wehrmachts-Flugplatzes Deelen bei Arnheim. Dort blieb er bis zur Kapitulation der Wehrmacht am 8./9. Mai 1945. Später erzählte er, daß um diese Zeit einige bewaffnete, jedoch friedliche niederländische Widerstandskämpfer auftauchten, von denen vorher nichts zu spüren war. Deshalb kam er auch nicht in niederländische, sondern in englische Gefangenschaft, die aber überraschend kurz und milde war. Er wurde bereits nach wenigen Wochen entlassen und zwar nach Lübeck. Dort war er in der Adler-Apotheke seines Studienfreundes Völsch tätig, um dann illegal über die Zonengrenze nach

Stralsund zurückzukehren. Illegal, weil man damals einen „Interzonenpaß“ brauchte, um „legal“ und kontrolliert die Zonengrenzen überschreiten zu dürfen. Am 19. Oktober 1945, gerade zum Geburtstag seiner Mutter, traf er dort wieder ein. Wir hatten zu ihm vorher keinen Kontakt, wußten also nicht, wo er nach der Kapitulation abgeblieben war. Das nutzte ein Betrüger aus, der sich an unsere Mutter mit dem Versprechen wandte, die Zonengrenze zu überschreiten und irgendwie nach ihm zu suchen. Mit einigen Geschenken versehen verschwand er und wurde nicht mehr gesehen. Selbstverständlich hat er meinen Vater nicht aufgesucht. Warum erzähle ich dies? Weil es in mehrfacher Hinsicht ein Kennzeichen jener Zeit ist. Mein Vater hat großes Glück mit dem Übergang vom Krieg zum Frieden gehabt, was angesichts des schweren Schicksals insbesondere der Kriegsgefangenen in der Sowjetunion betont sei. Da es noch keinen funktionierenden Postverkehr gab, konnten sich Betrüger den Wunsch der Menschen nach Kontakten zunutze machen, wie das auch in unserem Falle geschah.

Mein Vater war, wie gesagt, aus der britischen Besatzungszone in die sowjetische gekommen. Heute, nach den Erfahrungen mit dem „realsozialistischen“ Zwangssystem, erscheint dies unklug. Aber damals war die Hoffnung auf Wiederaufbau, die Anziehungskraft der Heimat und der Familie wichtiger als die Abneigung gegen „die Russen“ und ihr kommunistisches System. Mein Vater übernahm also wieder die Leitung der Rats-Apotheke, die seit 1940 von einem Stellvertreter, dem Apotheker Wilhelm Weisheit, geleitet worden war. Bald zeigte sich auch in diesem Falle, daß die „Heimkehr“ der Kriegsteilnehmer nicht problemlos vonstatten ging. Das Zurücktreten des bisherigen Chefs Weisheit in die zweite Reihe und die Unterordnung unter einen anderen Chef mißlang. Weisheit fühlte sich unterdrückt, verkannt und schied im Krach. So etwas ist damals auf beruflicher und privater Ebene nicht selten passiert. Jedenfalls festigte mein Vater seine Position. Er wurde zusätzlich „Kreisapotheker“, d. h., er war jetzt eine Art Aufsicht und Materialverteiler für alle Apotheken des Stadtgebietes Stralsund. Knappheit herrschte allerorten, auch auf dem Gebiete der pharmazeutischen Versorgung. Zugleich war der Gesundheitszustand der Bevölkerung schlecht. Seuchen wie Typhus, Belästigungen durch Läuse und Wanzen und Anfälligkeit infolge schlechter Ernährung waren spürbar und veranlaßten besondere Aufmerksamkeit der russischen Besatzer. Die fürchteten nämlich keine deutschen Widerständler, aber sie hatten große Angst vor Seuchen, die schließlich auch sie betroffen hätten. Das wirkte sich auch auf die Tätigkeit meines Vaters aus.

Die Sowjets übten nämlich eine auf Furcht beruhende Herrschaft aus. Viele Einwohner - keineswegs nur belastete Nationalsozialisten - wurden „abgeholt“ und verschwanden. Meistens, ohne daß ihr Verbleib und der Grund ihrer Verhaftung bekannt wurden. Dadurch entstand eine Atmosphäre unheimlicher Unsicherheit: Man konnte vor dem Zugriff der „Abholer“ nie sicher sein. Die Absicht war leicht zu durchschauen: Herrschaftssicherung durch Furcht. Insbesondere ehemalige Offiziere waren gefährdet. Selbst dann, wenn ihnen weder „Faschismus“ noch Kriegsverbrechen vorgeworfen wurden. Vermutlich ging es darum, eine militärisch gebildete Elite auszuschalten, um potentielle Widerständler vorausschauend zu eliminieren. Auch mein Vater wurde von der Sowjet-Kommandantur vorgeladen und stundenlang verhört. Diese in der Form ganz zivilen Gespräche fanden in einem ehemaligen Bankgebäude am Alten Markt, Ecke Knieperstraße in einem Kellergeschoß statt. Der Raum hatte ein Fenster zur Knieperstraße, wo wir Kinder auf Veranlassung unserer Mutter Kontrollgänge unternahmen, um zu sehen, ob unser Vater mit den zwei oder drei Sowjetoffizieren noch dort sei. Nach mehreren Stunden kam er zurück und berichtete, die Russen hätten ihn weniger über seine Wehrmachtzeit in den Niederlanden, sondern mehr über seine jetzige Tätigkeit im Gesundheitswesen befragt. Ob er nicht als Apotheker in die Dienste der Sowjetarmee treten wolle? Er habe geantwortet, daß es ihm vor allem um die

Verhinderung von Seuchen unter den Stralsunder Einwohnern gehe. Das war offenbar ein überzeugendes Argument für seine Unentbehrlichkeit: Die Abwehr von Seuchen, die auch im Interesse der Besatzer lag. Ob meinem Vater deshalb die Haft und Verschleppung, die vielen ehemaligen Offizieren widerfuhr, erspart blieb, muß dahinstehen. Jedenfalls kehrte er in die relative Freiheit der Sowjetzone zurück.

Für uns Kinder war ein anderes Ereignis wichtig: Der Schulanfang. Seit April 1945 hatte es keinen Unterricht mehr gegeben. Nun begann er wieder und zwar zunächst ohne strukturelle und ohne große personelle Veränderungen. Das heißt, es gab nach wie vor die Einteilung in die vierjährige Grundschule, dann Realschule und Gymnasium. Zwar waren „große“ Nazis aus den Lehrerkollegien entfernt und zum Teil in die neuen Lager gesperrt worden. Aber eine „Entnazifizierung“, die auch die kleinen Mitläufer erfasste und ausgrenzte, gab es erst Anfang 1946. Allerdings wurden überall neue Direktoren eingesetzt, im Stralsunder Gymnasium war es der KPD-Genosse Kons, eine bis dahin in Stralsunder Lehrerkreisen unbekannt GröÙe, die auch nicht lange blieb. Negatives kann über ihn nicht gesagt werden, er amtierte sehr zurückhaltend. Da ich 1944 nicht auf das nach Binz evakuierte Gymnasium, sondern auf die Hauptschule in Grimmen kam, mußte ich in Stralsund zunächst auf die Hauptschule am Frankenwall gehen. Mein Vater sorgte aber dafür, daß ich aufs Gymnasium wechseln konnte. Genosse Kons akzeptierte diesen Wechsel im November 1945 problemlos. Ich hatte allerdings ein Jahr Latein nachzuholen. Das geschah im Privatunterricht bei dem bereits im Ruhestand befindlichen Dr. Carl Klöres. Er gehörte zu den Lehrern, die später, als zum Jahresanfang 1946 alle ehemaligen NSDAP-Mitglieder abrupt rausflogen, reaktiviert wurden, um überhaupt den Unterricht gewährleisten zu können. Er war dann noch mehrere Jahre an der Hansa-Oberschule tätig. Übrigens fand in Mecklenburg (die Bezeichnung „Vorpommern“ war als revanchistisch verboten) Ende 1945 keine Versetzung statt, wie es in Sachsen-Anhalt geschah. Das Schuljahr dauerte auf diese Weise vom Sommer 1944 bis zum Sommer 1946, also zwei Jahre, verkürzt durch den Unterrichtsausfall vom April bis September 1945.

Noch ein Wort zur Situation der Schüler. Wie gesagt, eine Schulreform im Sinne des neuen sozialistischen Systems begann erst mit dem Rauswurf aller NSDAP-Lehrer im Januar / Februar 1946. Im Sommer 1946 wurde die „Schulreform“ eingeführt: Das Gymnasium schaffte das neue System als „bürgerlich“ ab. Die achtstufige Einheitsschule führte man ein, und alle Schüler, die, wie mein Jahrgang, in der 6. Klasse waren, kamen auf die achtstufige Einheitsschule. Das Gymnasium, das nach seiner Rückkehr aus Binz aus mir unbekannt Gründen nicht mehr in seinem alten Gebäude in der Mönchstraße untergebracht war, fand jetzt seinen Ort in der ehemaligen Realschule an der Marienkirche. Mein Jahrgang hatte zunächst für ein Jahr die Lambert-Steinwiche-Schule zu besuchen, danach für die Schuljahre 7 und 8 die Schule am Frankenwall (1947/49) und dann – nach einem stark politisch geprägten Auswahlverfahren die Oberschule (Jahrgangsstufen 9 – 12, 1949 – 1953). Aber hiermit greife ich weit über das Jahr 1945 hinaus. Wir wollen ja über die Lage der Schüler und Lehrer im Epochenjahr 1945 berichten. Die materielle Not dieser Jahre äußerte sich auch im schulischen Bereich. Ein Klassenkamerad, Spitzname „Baul“, dessen Familie aus Ostpreußen „umgesiedelt“ war (so die SED-Terminologie für Vertreibung), besaß nur eine kurze Hose. Er besuchte im Sommer die Badeanstalt, prompt wurde seine Hose gestohlen, so daß er mehrere Wochen lang in der Badehose zur Schule gehen mußte. Dann spendete ihm jemand ein Beinkleid. Kaufen konnte man so etwas nicht. Es gab auch eine Schulspeisung. Sie bestand aus einem trockenen Roggenbrötchen, das gleichwohl gerne genommen wurde. Besser als gar nichts. Ein einziges Mal – es war im Winter 1945/46 – wurden wir zu einer Speisung der „Volkssolidarität“ in das Gebäude der Jugendherberge am Kütertor geführt. Dort gab es eine warme Ebsensuppe – wie gesagt, im ganzen Jahr einmal. Also mehr symbolische Bedeutung zwecks Aufpolierung der Statistik. Manche hatte ein altes Wehrmacht-Eßgeschirr, das eine

größere Menge Suppe fasste. Ich hatte einen gewöhnlichen Suppenteller und erhielt die großzügige Erlaubnis, einen Nachschlag fassen zu dürfen. Abgesehen von diesen Sozialspeisungen muß ich bekennen, daß unsere familiäre Ernährungslage nicht schlecht war. Auch hier gilt: Wir sind im Katastrophenjahr ganz erträglich davongekommen. Die Apotheke bot manche Gelegenheit, die Lage durch Beziehungen zu verbessern. Schließlich verfügte mein Vater über Saccharin, Zucker, Alkohol. Ich erinnere mich auch, daß Vaseline als Bratfett gebraucht wurde. Außerdem hatten wir durch die Großeltern in Grimmen Beziehungen zu Landwirten, die gegen entsprechende Tauschware immer noch einige Lebensmittel übrig hatten.

Zurück zu der Situation in der Schule, wo es den Lehrern nicht besser ging als den Schülern. In dem alten Schulgebäude an der Marienkirche gab es nur Ofenheizung. Unser Lateinlehrer, Dr. Gantz, Spitzname „Ganter“, zweiter Spitzname „Ententokus“, war bekannt dafür, daß er in der Pause alle Schüler schnell aus dem Klassenzimmer trieb. Dann steckte er einige Holzscheite, die hinter dem Ofen gestapelt waren, in seine Aktentasche, zum privaten Eigengebrauch. Darüber wurde verständnisvoll gespöttelt. Aber wenn das nun alle getan hätten? Dieses Beispiel möge zeigen, daß sich in der Notlage bisher gültige Wertmaßstäbe auflösten – mit Folgen für die Zukunft. „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott“, habe ich damals öfter gehört.

Besonders eindrucksvoll ist mir ein Lehrer in Erinnerung geblieben, den ich hier erwähnen will, obwohl sich das geschilderte Ereignis erst im Sommer 1946 in der Lambert-Steinwiche-Schule abgespielt hat. Der Lehrer, Höfgen, ein Kriegsheimkehrer, gab Geschichtsunterricht. Kriegsheimkehrer heißt: Er trug eine ausgediente Wehrmachtsuniform, die durch Entfernen aller Rang- und Hoheitsabzeichen entmilitarisiert worden war, und die er aus Mangel an anderen Kleidungsstücken jetzt auftrug. Diese zeitgemäße Erscheinung wurde durch die hagere, von Mangelernährung zeugende Gestalt und den Kahlschnitt der Haare, an Gefangene erinnernd, unterstrichen. Dieser Lehrer Höfgen verkündete uns Zwölfjährigen mit Tremolo in der Stimme, wir alle gehörten verlorenen Generationen an. Sowohl er als Vertreter der älteren Generation, als auch wir Heranwachsenden. Nie wieder würden wir Wohlstand und bessere Verhältnisse erleben. Nach dem Dreißigjährigen Krieg, der anderen großen Katastrophe der deutschen Geschichte, habe es 150 Jahre, also bis 1800 gedauert, die Kriegsschäden zu beseitigen und Zustände wie vor dem Krieg wiederherzustellen. Die Schäden des letzten Krieges seien aber viel schlimmer, und deshalb hätten alle Zeitgenossen keine Aussicht auf Besserung zu ihren Lebzeiten. Das hat uns damals sehr beeindruckt, und es beeindruckt mich noch heute – eben als falsche Prognose. Denn spätestens 1957, also rund ein Jahrzehnt nach Höfgens Einschätzung, war das „Wirtschaftswunder“ voll entfaltet, im „Westen“, also in der Bundesrepublik mehr, in der DDR etwas weniger. Aber überall war der Aufbau nicht nur im Gange, sondern nahezu vollendet. Kein Wunder, daß dies den Zeitgenossen als „Wunder“ erschien.

Wie stand es sonst mit dem politischen Umbruch? In meiner Erinnerung ist ziemlich wenig von den Veränderungen geblieben. Das wird bei den Erwachsenen sicher anders sein. Eine sozialistische Umgestaltung? Später hieß diese Etappe der DDR-Geschichte „Zeit des antifaschistisch-demokratischen Aufbaues“. Vom Sozialismus war offiziell nicht die Rede. Davon war auch im Schulunterricht nichts zu spüren, auch nicht im Fache Geschichte. Russischunterricht war noch nicht obligatorisch, vermutlich aus Lehrermangel. Die FDJ war innerhalb der Schulen nicht tätig. Erst Anfang 1949 setzte ein massiver Druck ein, die Schüler anzuwerben. Anders war die Lage außerhalb der Schulen. Unter dem Tarnnamen „Anti-Faschismus“ (statt „Sozialismus“) vollzog sich die ökonomische und damit politische Entmachtung des Bürgertums. Enteignet wurden – so die Begründung – nicht die Bourgeois,

sondern die „Faschisten, Militaristen und Junker“. Der Terror war spürbar, weil zahlreiche Bekannte „abgeholt“ wurden und dann einfach verschwanden. Aus Lagern wie Neubrandenburg erfuhren die Angehörigen selten etwas. Die russische Besatzerherrschaft war für uns sehr spürbar, weil in unserer unmittelbaren Nachbarschaft, im ehemaligen Hotel „Goldener Löwe“ am Alten Markt die sowjetische Kommandantur untergebracht war, die von einer täglich an- und abrückenden Truppe von etwa 30 Soldaten bewacht wurde. An der Marienkirche entstand ein Begräbnisplatz für Sowjetsoldaten. Die Trauerzüge marschierten mit dem Toten im offenen Sarg vom Alten Markt durch die Mönchstraße zum Neuen Markt – unheimlich interessant und sehr fremdartig. Die Besatzung – als solche verhaßt – war im persönlichen Umgang ganz erträglich. Bei uns in der Rats-Apotheke verkehrte der Bahnhofskommandant, der sich jedes Mal, wenn er kam, um Medikamente zu holen, gerne mit Schnaps tranken ließ. Offenbar hat mein Vater von ihm manche Lieferung an Grundsubstanzen für Arzneimittel und wohl auch Lebensmittel bekommen, die aus Beschlagnahmungen stammten. Einen Vorteil, den uns die Kommandantur brachte, habe ich bereits erwähnt: Sie war selbstverständlich von den damals üblichen Stromsperrern ausgenommen. Da unser Häuserblock mit ihrem verbunden war, hatten auch wir immer Elektrizität.

Bezeichnend für die Psyche der deutschen Bevölkerung war ihr Überlegenheitsgefühl gegenüber „den Russen“. Die galten als primitiv und kulturell unterlegen. Das scheint auch den russischen Militärbehörden unangenehm aufgefallen zu sein. Eine „Gesellschaft zum Studium der Kultur der Sowjetunion“ (später: „Gesellschaft für deutsch-sowjetische Freundschaft“) wurde gegründet. Die Stralsunder Dependence war in der Sarnowstraße. Dort sollten Filme und Vorträge den kulturellen Hochstand der Sowjetunion beweisen. In der Bevölkerung liefen Witze um: In der Kommandantur hätte russisches Küchenpersonal versucht, Kartoffeln im Klosettbecken zu waschen. Als das mißglückte, hätten sie „Sabotage“ gerufen. Wahrscheinlich waren das alles vom Minderwertigkeitsgefühl der Besiegten hervorgerufene Phantastereien. Die großmäuligen Behauptungen, Erfindungen und Entdeckungen, seien nicht von westlichen Forschern, sondern von russischen vollbracht worden, wurden mit einem Spottgedicht kommentiert „Alles haben WIR erfunden, alles taten WIR erkunden. Selbst der Adam mit Gemahlin stammten ab vom ersten Stalin.“ Bezeichnend für die Stimmung unter den Gebildeten war die Überzeugung, *Finis Germaniae* sei nicht mehr umzukehren. Um aus der Lage doch das Beste zu machen, solle man sich auf die schwedische Vorherrschaft über Vorpommern (1648 – 1815) berufen und versuchen, zu Schweden zu kommen. Dieses Land müsse doch ein Interesse daran haben, daß sich Sowjetrußland nicht an der gesamten Ostseeküste festsetzt. Ob diejenigen, die dies Ende 1945 vertraten, diesen Unsinn ernsthaft glaubten, weiß ich nicht. Ich erinnere mich aber an diese Pläne und erwähne sie hier als ein Stimmungsbild verzweifelter Besiegter.

Vom Ende des Jahres habe ich noch einen Vorfall zu berichten, dessen Bedeutung uns damals nicht klar sein konnte. Wir Kinder wollten unbedingt unsere geliebten Großeltern zu Weihnachten aus Grimmen nach Stralsund holen. Um meinem Großvater zuzureden, fuhr ich ungefähr 14 Tage vor dem Fest zu ihm. Am Vortag hatte dort eine Versammlung der SPD stattgefunden. Mein Großvater war mindestens seit der Weimarer Republik ein alter Sozialdemokrat. Bei dieser Versammlung ging es um den Zusammenschluß von SPD und KPD. Wohlgemerkt: Es war Dezember 1945. Die Vereinigung erfolgte bekanntlich erst im April 1946. Auf dieser Versammlung muß es wohl kontrovers hergegangen sein, aber die Mehrheit der Sozialdemokraten war für die Einheitspartei, wie auch mein Großvater. An diesem Morgen im Dezember 1945 ging er mit mir in die Stadt. Auf dem Weg trafen wir einen alten Genossen meines Großvaters. Die beiden begannen einen Disput, dem ich – elf Jahre alt – stumm, aber interessiert und bis heute beeindruckt, zuhörte. Die beiden Alten

waren nämlich einmütig für die Einheit der Sozialisten. Es ging ihnen jetzt darum, sich angesichts einiger Widerstände gegenseitig die Richtigkeit ihrer Einstellung zu bestätigen und Mut zuzusprechen. „Nicht wahr, Genosse, du meinst doch auch ...“ „Wir müssen zusammenstehn und zusammengehn,“ rief mein Großvater. „Der Adolf hat soviel Unheil angerichtet, da dürfen wir nicht streiten. Nein! Zusammenstehn und zusammengehn!“

Später, als der „Kalte Krieg“ zwischen Ost und West begonnen hatte, also ab Herbst 1946, wurde allgemein, auch von Seiten der SPD behauptet, die Gründung der SED sei eine „Zwangsvereinigung“ gewesen. Das ist eine typische Halbwahrheit. Sicher hat es, als auch die sowjetrussischen Okkupanten die Einheitspartei wollten, Zwang gegeben. Aber kein Zweifel - die Initiative für die Einheitspartei ging von den Sozialdemokraten aus. Mein Großvater hat damals wahrscheinlich nichts von dem berühmten Buchenwald-Manifest gehört. Das wurde nach der Besetzung durch die Amerikaner am 13. 4. 1945 von ehemaligen Buchenwald-Häftlingen verfaßt und zwar ausschließlich von Sozialdemokraten unter Leitung des später in der hessischen SPD einflußreichen Hermann Brill. Er hat es - nachdem er wegen schlechter Erfahrungen mit seinen kommunistischen Partnern aus Thüringen in die Westzonen geflüchtet war - zum Bundestagsabgeordneten und Professor in Hessen gebracht. Das Manifest forderte die Einheit aller Sozialisten. Als im Juni 1945 „antifaschistische Parteien“ von den Sowjets lizenziert wurden, waren die Besatzer zunächst gegen eine Einheitspartei. Erst als sie bemerkten, daß die KPD schwächer als die SPD sein würde, schalteten sie um. Es ist also eine SPD-Geschichtsklitterung zu behaupten, die SED-Gründung sei das Ergebnis einer Zwangsvereinigung. Den Zwang hat es gegeben, er wurde aber - von einigen frühen Anfängen abgesehen - erheblich später ausgeübt, nämlich erst 1951. Damals wurde die SED zur „Partei neuen Typus“ erklärt, d. h. sie wurde zur leninistischen Kaderpartei umgewandelt. Man tauschte die „Parteidokumente“, also die Mitgliedsbücher, um, und wer diesen Weg nicht mitging, flog raus. Auch mein Großvater. Die Zwangsvereinigung hat damals stattgefunden, nicht 1946. Dem Großvater ging es nicht um kommunistischen Totalitarismus, sondern um Aufbau und ein besseres Deutschland. Er wollte nicht die SPD den Kommunisten ausliefern, sondern er glaubte ehrlich an eine bessere, freiheitliche Partei. Bezeichnend, daß ihm nie der Gedanke an die stalinistischen Gräuel kam. Vielleicht hätte er sie als NS-Propaganda abgetan. Sein Verhalten mag als Beispiel dafür gelten, daß die Zeitgenossen glauben und sehen, was sie glauben und sehen wollen. Alles Entgegenstehende wird verdrängt.

Noch einmal sei an dieser Stelle daran erinnert, daß dies er Erlebnisbericht mit den Augen und dem Verständnis eines elfjährigen Knaben ist. Damals habe ich mehr gefühlt, was ich heute verstehe. Das Jahr 1945 ist ein Schicksalsjahr von starker Prägekraft. Es wirkte mentalitätsbildend durch die Zerstörung des Überlieferten. Was erstrebten denn die Nachkriegsdeutschen nach den Erschütterungen des Kriegsendes? Ruhe, Normalität – ganz naiv: so, wie es vor dem Krieg war, so soll es wieder werden. Besonders wichtig: Frieden. Diese Erwartungen mögen aus der Rückschau irrwitzig erscheinen, realitätsfern. Aber damals hatten sie als Ausdruck einer Hoffnung eine stabilisierende Wirkung, etwa in der Art: Heute geht's uns schlecht. Deshalb müssen wir uns anstrengen, damit wieder friedensmäßige Zustände einkehren. Noch aber war 1945 eine Zeit des Mangels, der Entbehrungen, der Not. Wenn in späteren Jahren des Wirtschaftswunders die Erinnerung zu verblassen drohte, oder bei Jüngern die Kenntnis der damaligen Lage fehlte, habe ich oft gesagt: „1945 hätten wir uns gefreut, wenn wir diese Möglichkeit gehabt hätten“. Das kam bei den Wirtschaftswunderkindern gar nicht gut an. „Du immer mit deinem 1945!!“ Aber gerade deshalb sollte die damalige Lage denen vergegenwärtigt werden, die sie nicht erlebt haben und Wohlstand und Sicherheit für selbstverständlich halten. Das sind sie aber nicht, nicht einmal normal, sondern eher die Ausnahme. Memento! Vergiß das nicht!

Kommen wir zum Fazit. Sind diese Erinnerungen es wert, festgehalten zu werden? Sind sie nicht manchmal zu banal? Ein Erzähler soll erzählen, was nicht jeder weiß. Er soll Neues mitteilen. Er darf Vieles: Spotten, moralisieren, provozieren, verletzen – aber eines nicht: Langweilen. Dann hört keiner zu. Bekannte Fakten und dann noch langweilig vorgetragen – pfui Spinne! Deshalb neigen die Erzähler in der Regel dazu, Dramatisches zu schildern. Einzelschicksale, garniert mit Blut, Tränen, Vergewaltigung, Mord, Plünderung. Das haut hin! Das weckt Gefühle und es ist vor allem eins: Nicht langweilig, selbst, wenn's abstoßend ist. Und gerade hier sehe ich die Rechtfertigung meiner Schilderung: Es tobt ein weltverändernder Sturm. Jeder, ausnahmslos jeder wird von den Ereignissen betroffen und spielt das Spiel „Rette sich, wer kann!“ In der Nische, im Luftschutzkeller hockend, tobt der Sturm über einen hinweg. Aber der Nischenbewohner überlebt. Nichts ist normal. Die Welt ändert sich Aber man kommt davon. Hat das jemand geschildert? Ist das interessant? Kommt der sensationsgierige Leser, der heute auf dem Sofa in gut geheizter Stube den Bericht zur Kenntnis nimmt, auf seine Erwartungen? Er sollte es. Denn die meisten sind in der Nische, im Keller davongekommen. Davongekommen zu sein ist nicht die Ausnahme, es ist die Regel. Den meisten ist es so ergangen. Ich denke, auch das ist wert, ins Bewußtsein gehoben zu werden.

Die Zeit zwischen 1943 und 1948, mit dem Zentrum 1945 ist für die deutsche Bevölkerung die Zeit größter geistiger und materieller Zusammenbrüche. Das stimmt. Aber das Gegenteil stimmt auch. Es ist eine Zeit geistiger Beweglichkeit und Fruchtbarkeit. Aus einer Niederlage erwächst nicht nur Unheil, sondern auch positives Neues. Gerade in Deutschland sollte man das in der Erinnerung an die Niederlage von 1806 und die folgenden Reformen wissen. Was brachte 1945 an Neuem? Eine Neuorientierung war nötig, weil alte Strukturen und Werte zusammengebrochen waren und ihre prägende Kraft verloren hatten. Es entstanden auch Ansätze zu einer Offenheit für Veränderungen. Wir können nicht bloß restaurieren, wir müssen Vieles grundsätzlich ändern. Dies war allerdings strittig, denn andere wollten genau das: Restauration. Es gab auch ein kollektives schlechtes Gewissen. Wir müssen wieder gutmachen. Weil diese Bereitschaft aber ausgenutzt wurde, klang sie ab. „So schlecht waren wir ja auch wieder nicht!“

Die traditionellen Vorstellungen über Werte wie Familie, Eigentum, Glaube, Geschichtsbild wandelten sich Das in Deutschland traditionell starke Staats- und Obrigkeitsvertrauen ging flöten. Dem Staate dient man? Das war einmal. Nach dem Reinfall 1945 galt: Jeder ist sich selbst und den Seinen der Nächste.

Ein eindeutiges Fazit zu ziehen ist angesichts der Vielschichtigkeit der Ereignisse kaum möglich. Zweifellos handelt es sich um ein Epochenjahr, aber doch nicht für die gesamte Menschheit, sondern für die Kriegsbeteiligten. Dessen muß man sich bewußt sein, wenn hier die Deutschen im Mittelpunkt stehen. Was sie erlebten, gilt nicht für alle anderen. Für die Deutschen bedeutete 1945 den Absturz von einer Großmacht zu einem von den Feindmächten beherrschten Protektorat. Aber auch die sogenannten „Siegermächte“ erlitten einen Niedergang. Frankreich, ein „Sieger“, der auf der Bahre zum Siege getragen werden mußte. Großbritannien, als erstrangige Weltmacht in den Krieg eingetreten, als drittrangige Mittelmacht wieder rausgekommen. Nicht nur Deutschland, auch Europa war geschwächt.

Was bestimmt den Charakter einer Zeit? Der Zeitgeist? Es gab nicht eine, sondern zahlreiche zeitgeistige Strömungen. Strukturen, Werte, Konventionen, Milieus, Rituale – alle sozialen Ebenen veränderten sich. Aber wohin? Nun, wir betrachten hier nicht den Globus, sondern den kleinen Ausschnitt, der sich einem damals Elfjährigen darstellt. Aus der Erinnerung kann

ich sagen: Es gab eine Mischung aus Furcht und Erwartung. Was wurde erwartet? Trotz allem, so wie es war, konnte es nicht bleiben. „Irgendwie“ (das Wort verrät eine Unbestimmtheit) müßte es weitergehen, müßte das Provisorische, im Fluß Befindliche feste Formen annehmen. „Irgendwie“ wurde erwartet, ein Friedensschluß, ein Friedensvertrag werde geordnete Verhältnisse bringen. Ich erinnere mich an die Erwartungen, die an die zahlreichen Außenministerkonferenzen gerichtet wurden. Alle diese Diplomatentreffen, die sich bis 1954/55 hinzogen, gingen für die Lösung der sog. „deutschen Frage“ ergebnislos aus. Trauer und Verzweiflung in der älteren Generation sind mir in lebhafter Erinnerung.

Das Jahr 1945 hatte mit dem Verzweiflungskampf auf deutschem Boden begonnen, es endete auf den Trümmern der Niederlage. Alles war offen, nichts war klar. Alle Gefühle, Verzweiflung, Behagen der Nutznießer, individualanarchistischer Zynismus standen nebeneinander. Ein Mentalitätswandel, der erst in den kommenden Jahren und Jahrzehnten deutlich hervortreten sollte, hat in den fünfundvierziger Erfahrungen seinen Ursprung. Auch hier kann man Bertolt Brecht, „Der gute Mensch von Sezuan“ zitieren: „Der Vorhang fällt und alle Fragen bleiben offen.“